



Als die islamische Jugend begann,
die Welt zu verändern

Der arabische Frühling

Jörg Armbruster



JÖRG ARMBRUSTER

DER ARABISCHE FRÜHLING

**ALS DIE ISLAMISCHE JUGEND
BEGANN, DIE WELT
ZU VERÄNDERN**

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Für b.a., weil sie mir Mut gemacht hat.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-938060-44-5

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2011

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Inhalt

1	Despotendämmerung	9
2	Der 25. Januar – Tag des Zorns in Ägypten	16
3	»Wir sind es leid!«	25
4	Der 2./3. Februar: Kampf um den Tahrir-Platz	31
5	Der 11. Februar: Ende und Anfang	44
6	Rechenschaft – nicht Rache	53
7	Tunesien: Mohammed Bouazizi und die Generäle	62
8	Die ägyptische Armee und das ägyptische Volk – wirklich eins?	69
9	Jemen – Ein Staat zerfällt	77
10	Bahrain – Schiiten gegen Sunniten	88
11	Syrien – der Damaszener Winter	94
12	»Gott, Gaddafi und Libyen!«	110
13	Frühling in Libyen	124
14	Iman al-Obeidi	144
15	Rapper West – Moamar, Dunja und die anderen	159
16	Rapper Ost: Sufian, Mohammed und Ahmed	166

17	Kairo – der Tahrir-Platz in der Internetfalle	174
18	Können Araber überhaupt Demokratie?	191
19	Israel – der ungeliebte Nachbar	204
20	Das Ende der Ohnmacht?	212
21	Der kalte Frühling	220
	Literatur und Quellen	235

1 Despotendämmerung

Für möglich gehalten hatte diese Entwicklung in Ägypten kaum einer, auch die Anführer der schon lange rebellischen Jugend Ägyptens nicht. Anfang Januar 2011 war die am häufigsten gestellte Reporterfrage an ägyptische Oppositionelle, ob Tunesien ein Vorbild sei. Natürlich sei die tunesische Revolution ein wunderbares Vorbild, hieß es, aber Ägypten sei nun mal nicht Tunesien.

Ahmed Salah ist einer der Oppositionsführer, jung und smart. Er spricht perfekt englisch mit amerikanischem Akzent und wurde außerdem schon einige Male verhaftet, was in Kairo so etwas wie das Gütesiegel eines Oppositionellen ist. Er begründete seine Skepsis damals so: »Die Sicherheitskräfte foltern systematisch, das passiert hier fast jeden Tag. Die Sicherheitsdienste beschäftigen über eine Million Ägypter, Polizisten in Uniform, in Zivil, Schlägertrupps, Spitzel. Jeder Nachbar kann ein Spitzel sein. Wir leben in einem Überwachungsstaat. Außerdem bestimmt ausschließlich das Regime, was in den Medien erscheinen darf und was nicht. Das ist unsere tägliche Gehirnwäsche.«

Das hatte er am 17. Januar dem Kamerateam der ARD ins Mikrofon gesagt, also gerade mal eine Woche vor der ersten Massendemonstration in Ägypten. Dabei hatten die Tunesier die Ägypter immer beneidet, auch das hatte Ahmed Salah in dem Gespräch erzählt, weil die Ägypter angeblich so viel besser organisiert seien als die Tunesier. Er blieb aber bei seiner Skepsis we-

nige Tage vor dem ersten großen Sturm auf das Betonregime von Husni Mubarak, und er blieb natürlich bei seiner Bewunderung für die Tunesier.

Anfang November 2010 war ich mit meinem Kamerateam und dem Producer von unserem Büro in Kairo losgefahren, um in der Oase Faijum einen der Funktionäre der Moslembroderschaft zu einem Interview zu treffen. Es war kurz vor den Parlamentswahlen, die für Ende November angesetzt waren, und die Moslembroderschaft hatte beschlossen, diese Wahlen nicht zu boykottieren, obwohl der Wahlbetrug programmiert war. Der Faijum ist ein fruchtbarer Landstrich zwischen Nil und Wüste, gut zwei Autostunden westlich von Kairo gelegen. Von hier bezieht die Millionenstadt Gemüse, Bohnen und auch Fleisch. Der Faijum ist fest in der Hand der Moslembroderschaft, der nachgesagt wird, sie wolle aus Ägypten einen streng religiösen Staat machen. Selbst jene, die sich als Vertreter der liberalen »Change-Bewegung« um den Friedensnobelpreisträger Mohammed el-Baradei vorgestellt hatten, pflegten auffällig kurze Wege zu den Moslembroderern.

Zum Beispiel Taha Abdel-Tawab, ein Physiotherapeut aus dem Städtchen Snoras und ein glühender Anhänger des Friedensnobelpreisträgers. Seine Leidenschaft hatte ihm Polizeigefängnis und Folter eingebracht. Seine Frau, eine Lehrerin, hatten die Funktionäre der Schulbehörde mehrfach verwarnt und, als Taha nicht klein beigab, sie kurzerhand aus dem Schuldienst geworfen. Und wenige Wochen vor den Parlamentswahlen Ende November 2010 hatten die Behörden ihm sogar sämtliche Behandlungsaufträge entzogen, was einem Berufsverbot gleichkam. Dies mit der Begründung, er sei unzuverlässig, er würde schließlich diesen Vaterlandsverräter el-Baradei unterstützen.

Über Taha hatten wir den Politiker der Moslembroderschaft im Faijum, Ahmadi Mohammed, kennengelernt; denn ohne die damals noch verbotene islamistische Organisation gehe nichts im Faijum, hatte Taha uns erklärt, er müsse ihm erst das auslän-

dische Team vorstellen, dann könnten wir mit den Dreharbeiten anfangen. Dieser Ahmadi Mohammed ist kein weltinteressierter und sprachgewandter Mensch wie Ahmed Salah, sondern eher kleinbürgerlich, mit dem Kinnbart eines eifernden Puritaners, so um die Mitte vierzig, das Haar etwas schütter, freundliche Augen. Er lebt in einem zwar großen, aber bescheiden eingerichteten Haus mitten in einem einfachen Wohnviertel des Städtchens Snoras. Anfangs beobachtete er die westlichen Besucher misstrauisch, als wir ihn im Empfangsraum seines Hauses trafen. Schließlich kennt er doch das Zerrbild vom demokratiefeindlichen Religionsfanatiker, das westliche Medien häufig von den Moslembroderern in ihren Berichten zeichnen. Aber er stellte sich damals, Anfang November 2010, meinen Fragen.

Dazu gehörte: »Warum nimmt die Broderschaft überhaupt an diesen Wahlen teil, von denen man doch weiß, dass sie gefälscht werden? Warum boykottiert ihr das Regime nicht?«

Er antwortete damals: »Ägypten verändern, das ist ein zäher Prozess. Das dauert noch lange, und wir müssen alles nutzen, selbst diese Wahlen, die tatsächlich eine Farce sind.«

Wirklich überzeugend klang das nicht, denn dass gefälscht würde, davon ging auch er aus, hatte er doch am eigenen Leib bei den Wahlen 2005 erleben müssen, wie die Kandidaten der Staatspartei ihm den sicher geglaubten Sieg wieder abnahmen und in das Parlament einzogen.

Doch er bestand darauf: »An einen schnellen Wandel ist in Ägypten nicht zu denken.« Das sagte er rund zwei Monate vor der Achtzehn-Tage-Revolution auf dem Tahrir-Platz, der übersetzt »Platz der Befreiung« heißt.

Eine Woche nach Mubaraks Rücktritt am 11. Februar 2011 treffen wir ihn wieder. Nein, das habe er sich nicht vorstellen können, dass alles so schnell gehe, sagt er uns mit leuchtenden Augen.

Schließlich Libyen. Auch dort hatte sich niemand einen Wandel auch nur im Entferntesten erträumen können. »Sieben Ge-

heimdienste hat Gaddafi, die sich gegenseitig in Schach halten, und alle sieben bespitzeln das Volk«, hatte ich bei den seltenen Besuchen gehört. Journalisten gaben die Behörden nur sehr zögerlich ein Visum, wenn die aus dem Land berichten wollten, es war verschlossener als eine Auster. Gaddafi wollte sich nicht in die Karten schauen lassen und wenn, dann höchstens organisiert und überwacht zu besonderen Anlässen wie dem Tag, an dem er seine Revolution von 1969 feiern ließ, am 1. September. Jeder Journalist bekam einen Aufpasser zur Seite, der jeden seiner Schritte überwachte. Wollte der Besucher aus dem Westen sein Hotel verlassen, musste er seinen staatlichen Aufpasser informieren. Kontakte zu normalen Bürgern waren unter diesen Umständen so gut wie nie möglich. Die meisten Libyer wichen Gesprächsversuchen fast immer aus. Die Angst saß zu tief, später Besuch von der libyschen Stasi zu bekommen und verhört zu werden – »Was hast du mit dem Ausländer besprochen?« – und schlimmstenfalls in einem der berühmten Gefängnisse zu verschwinden.

Nur einmal hatte ich erlebt, dass sich Jugendliche vorsichtig kritisch äußerten. Im August 2000 war das, wenige Tage vor den üblichen Revolutionsparaden am 1. September. Damals hatte sich Gaddafi schon vom Terrorismus losgesagt und Terrorgruppen den Geldhahn zugekehrt. Er wollte zurück zum reichen Westen, der unter anderem Libyen für den Terroranschlag gegen den Pan-Am-Jumbo 1988 über dem schottischen Städtchen Lockerbie verantwortlich machte – zu Recht, wie sich wenige Jahre später herausstellte. Das gegen das Land verhängte UN-Embargo zeigte Wirkung, und Gaddafi spürte, dass die Jugend im Land immer unzufriedener wurde. Sie lebte eingesperrt in einem Käfig, von dem das Gold immer mehr abblätterte. Sie durfte nicht reisen, hatte kein Geld, sich Motorräder zu kaufen oder wenigstens ein altes Auto. Sie lebte isoliert, angefeindet vom Westen. Dort, so ging das Gerücht um, würden alle ihre Wünsche erfüllt. Doch die Ufer jenseits des Mittelmeers waren fast unerreichbar für sie.

Das setzte den libyschen Alleinherrscher unter Druck. Er musste ein Ventil schaffen. Als Zugeständnis öffnete er sein Land gerade so weit, dass die Jugendlichen ein bisschen Dampf ablassen konnten. So wurden 2000 in Tripolis die ersten Internetcafés eingerichtet, in denen man zunächst unzensiert Webseiten öffnen konnte, sogar solche über Gaddafis Männerfreundschaft mit Terroristen – in den staatseigenen Medien ein Tabuthema.

Damals sagte uns einer der überglücklichen Internetsurfer in einem dieser Cafés: »Ich kann jetzt erfahren, was überall auf der Welt los ist. Deswegen gehe ich jeden Tag hierher. Früher konnte ich das nicht. Das Internet ist für uns ein Fenster nach draußen.«

Jeder rechnete damals damit, dass Gaddafi dieses Fenster wieder zuschlagen würde. Doch es blieb geöffnet, wenn auch gelegentlich einige Seiten zensiert wurden. Irgendwann mussten sogar Satellitenschüsseln zugelassen werden. Bis zum Bürgerkrieg 2011 konnten die Libyer durch viele Fenster in die Welt außerhalb ihres Landes blicken. Sie konnten sich informieren, wenn sie nur wollten. Als die Unruhen und die Kämpfe ausbrachen, schalteten die Behörden allerdings das Internet wieder ab.

Über Facebook und Twitter hatte die Opposition schon Wochen vor den ersten Protesten zum »Tag des Zorns« am 17. Februar 2011 aufgerufen. Das Regime ahnte, was ihm blühen könnte, hatten doch diese neuen sozialen Medien schon zwei arabische Diktatoren gestürzt: Zine el-Abidine Ben Ali in Tunesien und Husni Mubarak in Ägypten. Diese »Facebook-Knaben« waren durchaus auch in der Lage, den Betonbunker des libyschen »Bruders Führer« zu knacken. »Facebook-Knaben« – so hatte Gaddafi die libysche Internetgeneration in einem Gespräch mit dem Rechtsanwalt und Oppositionsführer aus der Hafencity Bengasi, Abdel Hafiz Ghoga, verächtlich genannt.

Anders als in Tunesien und Ägypten wurde in Libyen aber nicht mit virtuellen Waffen gekämpft, nicht mit Facebook, Twitter oder Blogs, sondern sehr schnell mit solchen, die töten: mit

Kalaschnikows und Kanonen. Der libysche Frühling ist kalt, und unfreundlich, dunkle Wolken sind aufgezogen.

Gerade das Beispiel Libyen zeigt, zu welcher Leidensfähigkeit und Geduld die Menschen im Nahen Osten fähig sein mussten, wie viele Demütigungen und Kränkungen sie täglich ertragen und wie viel Ärger sie schlucken mussten, ehe sie sich stark genug fühlten, um sagen zu können: »Jetzt ist es genug, jetzt machen wir nicht mehr mit«, und den Aufstand gegen ihre autoritären Machthaber wagten.

Über vierzig Jahre war Gaddafi der uneingeschränkte Alleinherrscher über das Land gewesen, oft genug exzentrisch und unberechenbar, vom Westen erst geächtet, dann aber wieder hofiert. Man brauchte sein Öl. Gaddafi – ein Diktator, den lange kein Libyer in Frage zu stellen gewagt hatte aus Angst, in einem der winzigen Verliese der Geheimdienste zu verschwinden.

Für Husni Mubarak gilt Ähnliches, der zwar berechenbar war und vom Westen nie fallen gelassen, sondern immer hofiert wurde. In seinen Polizeistationen wurde aber gefoltert und getöschlagen, ohne dass die Täter mit Strafen rechnen mussten. Die Europäer und Amerikaner wussten das, haben aber so gut wie nie laut protestiert.

Als dann die Menschen in Ägypten die täglichen Erniedrigungen, die Gängelung durch Zensurbehörden, die Angst vor Polizeifolter und die allgegenwärtige Korruption nicht mehr aushielten und auf die Straße gingen, war das Risiko für sie immer noch sehr hoch. Aber sie hielten stand, selbst als ihre Gegner auf sie schossen. Sie wehrten sich, obwohl es Pflastersteine und Gummigeschosse hagelte und die Polizei mit Schützenpanzern gegen sie vorrückte.

Das ägyptische Gesundheitsministerium gab Anfang März unmittelbar nach Ende des achtzehn Tage dauernden Aufstands an, dass mindestens 365 Menschen getötet worden seien. Im April sprach es von über 800. Vermutlich sind es noch mehr. Viele Familien vermissen auch heute noch Angehörige, die während

der Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz verschwunden sind. Wie viele in Libyen ums Leben kamen, ist bislang nicht bekannt. Die Schätzungen gehen aber in die Tausende.

Auf Dauer lassen sich Menschen nicht unterdrücken, das lehrt der Aufstand der Jugend im Nahen Osten. Außerdem: Demokratische Politik, also Mitbestimmung, Teilhabe an politischen Prozessen, ferner Respekt, Würde und Selbstbestimmung, das sind Bedürfnisse und Rechte aller Menschen, egal welcher Religion sie angehören und aus welcher Region sie stammen. Wer versucht, ihnen diese Rechte vorzuenthalten, wird auf Dauer scheitern, im Nahen Osten allerdings eher später als früher.

Diese Erkenntnisse sind vielleicht nicht neu, kann man einwenden, es gibt aber nur wenige Ereignisse in der Geschichte der Menschheit, die diese Einsichten so nachdrücklich belegen wie die Aufstände der arabischen Jugend im Nahen Osten. Egal ob junge Männer oder Frauen, egal ob mit oder ohne Kopftuch, egal ob islamisch oder christlich. Man konnte sie alle sehen auf dem Tahrir-Platz in Kairo oder in Sanaa im Jemen, auf dem Perlenplatz in Manama in Bahrain oder in Bengasi oder Tunis. Die islamische Jugend im Nahen Osten hat jedenfalls die Welt um diese Erkenntnisse bereichert und damit ein Stück besser gemacht.